

Donald Davidson Wahrheit und Interpretation

**suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 896

Die Kernfrage der heutigen analytischen Philosophie, die Frage, die sie von allen früheren und allen konkurrierenden philosophischen Ansätzen abhebt, ist die Frage nach dem Wesen der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke.

Die philosophische Aufgabe, die Form einer nicht zirkulären und nicht trivialen Bedeutungstheorie zu bestimmen, muß stets mit dem Problem fertig werden, ein endliches Grundvokabular anzugeben, das die Bildung unendlich vieler Sätze gestattet. Davidson zeigt, daß eine Theorie der von ihm ins Auge gefaßten Art empirischen Charakter hat, ihre Axiome und Lehrsätze also gesetzesartig sein müssen. Wie die Theorie für sprachphilosophische Einzelprobleme fruchtbar gemacht werden kann, demonstriert Davidson in Aufsätzen über das Problem der Übersetzung, die Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Zitierens, das Verhältnis von Glauben und Bedeutung, Sprache und Wirklichkeit sowie in seinen Auseinandersetzungen mit Quine und Dummett, Carnap und Church, Chomsky und Frege.

Donald Davidson
Wahrheit
und Interpretation

Übersetzt von
Joachim Schulte

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe
Inquiries into Truth and Interpretation
Oxford University Press 1984
© Donald Davidson

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

6. Auflage 2017

Erste Auflage 1990
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 896
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
ISBN 978-3-518-28496-4

Inhalt

Einleitung	9
----------------------	---

WAHRHEIT UND BEDEUTUNG

1. Bedeutungstheorien und lernbare Sprachen (1965) . .	23
2. Wahrheit und Bedeutung (1967)	40
3. Getreu den Tatsachen (1969)	68
4. Die Semantik natürlicher Sprachen (1970)	92
5. Zur Verteidigung von Konvention W (1973)	106

ANWENDUNGEN

6. Zitieren (1979)	123
7. Sagen, daß (1968)	141
8. Modi und performative Äußerungen (1979)	163

RADIKALE INTERPRETATION

9. Radikale Interpretation (1973)	183
10. Der Begriff des Glaubens und die Grundlage der Bedeutung (1974)	204
11. Denken und Reden (1975)	224
12. Replik auf Foster (1976)	247

SPRACHE UND REALITÄT

13. Was ist eigentlich ein Begriffsschema (1974)	261
14. Die Methode der Wahrheit in der Metaphysik (1977) .	283
15. Realität ohne Bezugnahme (1977)	306
16. Die Unerforschlichkeit der Bezugnahme (1979)	321

GRENZEN DES BUCHSTÄBLICHEN

17. Was Metaphern bedeuten (1978)	343
18. Kommunikation und Konvention (1982)	372
Textnachweise	394
Literaturverzeichnis	397
Register	404

Für W. V. Quine

ohne den es gar nicht da wäre

Einleitung

Was heißt es, daß Wörter bedeuten, was sie nun einmal bedeuten? In den hier gesammelten Abhandlungen untersuche ich den Gedanken, daß wir diese Frage beantworten könnten, wenn wir eine Theorie aufzustellen wüßten, die die folgenden beiden Forderungen erfüllt: Sie liefert eine Interpretation aller wirklichen und möglichen Äußerungen eines Sprechers bzw. einer Gruppe von Sprechern; sie ist verifizierbar, ohne daß die propositionalen Einstellungen der Sprecher im einzelnen bekannt sind. Mit der ersten Bedingung wird die holistische Natur des sprachlichen Verstehens anerkannt. Das Ziel der zweiten Bedingung ist zu verhindern, daß in die Grundlagen der Theorie Begriffe eingeschmuggelt werden, die zu eng mit dem Begriff der Bedeutung verbunden sind. Von einer Theorie, die diese beiden Bedingungen nicht erfüllt, kann man nicht behaupten, daß sie unsere Ausgangsfrage in philosophisch aufschlußreicher Weise beantwortet.

Die ersten fünf Abhandlungen befassen sich hauptsächlich mit der Frage, was für eine Theorie die erste Bedingung erfüllen würde.

In *Abhandlung 1* (»Bedeutungstheorien und lernbare Sprachen«) wird geltend gemacht, eine befriedigende Theorie müsse in den zu interpretierenden sprachlichen Phänomenen ein endliches Basisvokabular ausfindig machen, sofern sie sich als nützlich erweisen soll für ein Wesen mit endlichen Fähigkeiten. Ist diese Behauptung richtig, kann man sich nicht der Notwendigkeit entziehen, die semantischen Merkmale der potentiell unendlich vielen Sätze so zu deuten, daß sie sich den semantischen Merkmalen der Elemente eines endlichen Vokabulars verdanken. Wie sich herausstellt, gibt es eine ganze Reihe bekannter Theorien, die diese Bedingung nicht erfüllen; Beispiele sind Freges Analyse undurchsichtiger Kontexte, Churchs Logik von Sinn und Bezeichnung sowie Tarskis informale Behandlung des Zitierens. Standardtheorien über adverbiale Bestimmungen ließen sich dieser Liste ohne weiteres hinzufügen.

In *Abhandlung 2* (»Wahrheit und Bedeutung«) wird argumen-

tiert, daß eine dem Vorgehen der Tarskischen Wahrheitsdefinitionen sich anschließende, zur Anwendung auf eine natürliche Sprache jedoch verschiedentlich modifizierte Theorie der Wahrheit eine hinreichende Ausgangsbasis wäre für den Interpreten. Solche Theorien haben offensichtlich Vorteile: Von Bedeutungen als Entitäten machen sie keinen Gebrauch; es werden keine Gegenstände eingeführt, die Prädikaten oder Sätzen entsprechen sollen; und es ist möglich, für jeden Satz der zu interpretierenden Sprache aus einer endlichen Axiomenmenge ein Theorem zu beweisen, welches Wahrheitsbedingungen für diesen Satz angibt. Ferner läuft der Beweis eines solchen Theorems auf eine Analyse der Art der Abhängigkeit hinaus zwischen der Wahrheit oder Falschheit des Satzes und der Art seiner Zusammensetzung aus Elementen, die dem Basisvokabular entstammen. Falls solche Theorien wirklich die im ersten Absatz angeführten Bedingungen erfüllen, können wir das Wort »Theorie« in dem Ausdruck »Bedeutungstheorie« ernst nehmen.

Gegen die These, daß Wahrheitstheorien die Funktion von Bedeutungstheorien erfüllen können, sind viele Einwände erhoben worden. Einige dieser Einwände habe ich in anderen Abhandlungen dieses Buches zu widerlegen oder abzuwehren versucht. Aber ob sich die These nun bestätigen läßt oder nicht, einige der in »Wahrheit und Bedeutung« dafür genannten Argumente sind fehlerhaft. Der Leser wird feststellen, daß ich bei dem Versuch, diese zentrale These zu verbessern oder zu klären, mehr als einmal den Standpunkt gewechselt habe. Ein Sachverhalt, der mir erst nach und nach aufgegangen ist, ist der, daß Tarski den Wahrheitsbegriff zu analysieren versucht, indem er sich (in der Konvention W) auf den Begriff der Bedeutung (im Gewande der Bedeutungsgleichheit bzw. Übersetzung) beruft, während mir das Umgekehrte vorschwebt. Ich habe die Wahrheit als den zentralen undefinierten Begriff angesehen und gehofft, durch detaillierte Ausführungen über die Struktur der Wahrheit zur Bedeutung vorzustoßen. Diese Ausführungen sind freilich nicht in Wahrheitstheorien zu finden, sondern es sind Bemerkungen *über* Wahrheitstheorien.

Auch der folgende Sachverhalt ist mir erst allmählich klargeworden: Da ich Wahrheitstheorien als empirische Theorien deute,

sind die Axiome und Theoreme als Gesetze anzusehen. Ein Theorem wie »Snow is white« ist im Munde eines Englischsprechenden dann und nur dann wahr, wenn Schnee weiß ist« ist demnach nicht nur als wahr aufzufassen, sondern so, daß es irrealen Behauptungen zu bestätigen vermag. Ja sofern die Belege für dieses Gesetz (falls es eines ist) letztlich von bestimmten kausalen Beziehungen zwischen Sprechern und der Welt abhängen, kann man sagen, daß es kein Zufall ist, daß »Snow is white« dann und nur dann wahr ist, wenn Schnee weiß ist; es ist das Weißsein des Schnees, das »Snow is white« wahr *macht*. Inwieweit damit der Intensionalität Zugeständnisse gemacht werden, hängt vermutlich davon ab, welche Analyse des Gesetzesbegriffs man vertritt. Was klar zu sein scheint, ist, daß das Zugeständnis, wie weitgehend es auch sein mag, derart ist, daß man es im Hinblick auf jede empirische Wissenschaft machen muß. Diese Dinge werden in Abhandlung 12 erörtert.

Abhandlung 3 (»Getreu den Tatsachen«) wirft die Frage auf, ob eine Wahrheitstheorie im Stile Tarskis als Korrespondenztheorie bezeichnet werden sollte. Anders als die meisten Korrespondenztheorien erklären solche Theorien die Wahrheit nicht durch die Entdeckung von Entitäten – wie etwa Tatsachen –, denen wahre Sätze entsprechen sollen. Und es gibt gute Gründe, die sich auf Frege zurückführen lassen, den Tatsachen als Entitäten die Fähigkeit abzusprechen, diese Rolle zu spielen. Andererseits verlangen Wahrheitstheorien der hier betrachteten Art, daß eine Beziehung zwischen Entitäten und Ausdrücken gekennzeichnet wird (»Erfüllung«). Es ist nicht leicht zu sehen, wie ein befriedigender Weg zur Wahrheit diesen Schritt vermeiden kann, wenn die Sprache, von der die Theorie handelt, über die üblichen Mittel der Quantifikation verfügt.

In *Abhandlung 4* (»Die Semantik natürlicher Sprachen«) wird geltend gemacht, Wahrheitstheorien könnten eine formale Semantik für natürliche Sprachen liefern, die einer formalen Syntax der Art entspricht, die seit Chomsky von den Linguisten bevorzugt wird. Als diese Abhandlung geschrieben wurde, war man der Ansicht, die Tiefenstrukturen der Syntax seien die Vehikel der semantischen Interpretation. In *Abhandlung 4* wird vorgeschlagen, die Tiefenstruktur eines Satzes solle der ihm von

einer Wahrheitstheorie zugeordneten logischen Form entsprechen.

Tarskis Konvention W, die in *Abhandlung 5* in Schutz genommen wird, ist ein informales, aber leistungsfähiges Instrument, um Theorien der Wahrheit im Vergleich mit unserer vorgängigen Auffassung dieses Begriffs auf die Probe zu stellen. In ihrer direktesten Anwendung verlangt diese Probe nichts weiter von uns als die Anerkennung des dem Wahrheitsprädikat zukommenden Merkmals der Zitattilgung; Sätze wie »Schnee ist weiß« ist im Deutschen dann und nur dann wahr, wenn Schnee weiß ist« sind trivial wahr. Da die Extension eines Wahrheitsprädikats für das Deutsche durch die Gesamtheit solcher Sätze eindeutig bestimmt wird, muß eine Theorie, aus der alle derartigen Sätze folgen, extensional richtig sein. Kritiker haben häufig die irri- ge Annahme gemacht, daß, da die Theoreme, die eine Theorie als zutreffend erweisen, trivial seien, auch die Wahrheitstheorie bzw. der durch sie gekennzeichnete Wahrheitsbegriff trivial sein müsse.

Eine Wahrheitstheorie würde nur dann zur Interpretation eines Sprechers dienen, wenn die Theorie imstande wäre, alle Sprachmittel des Sprechers zu erklären. Aber ist eine Theorie, welche die Konvention W erfüllt, einer natürlichen Sprache angemessen? Hier stellen sich zwei Fragen. Die eine bezieht sich darauf, welche Hilfsmittel in der Sprache der Theorie verfügbar zu machen oder als verfügbar anzusehen sind; die andere bezieht sich darauf, wie diese Hilfsmittel auf die Sprache des Sprechers anzuwenden sind. Ich bin bei meiner Untersuchung davon ausgegangen, daß nichts weiter zur Verfügung steht als die gewöhnliche Quantorenlogik erster Stufe. Lange bin ich sogar der Überzeugung gewesen, daß viele semantische Alternativansätze, die sich z. B. der Modallogiken, der Semantik möglicher Welten oder der substitutionalen Quantifikation bedienen, keinen Platz finden können in einer Theorie, die den Anforderungen der Konvention W genügt. Jetzt weiß ich, daß diese Annahme übereilt war. Die Konvention W entscheidet nicht soviel, wie ich geglaubt hatte, und es stehen mehr Möglichkeiten interessanter Theoriebildung offen, als ich erkannt hatte. Allerdings liefern die wohlbekannt- en Vorteile der Quantorenlogik erster Stufe dennoch eine Menge

Motive dafür, nachzuschauen, wieviel wir mit dieser Theorie leisten können. In den anschließenden drei Abhandlungen, die unter der Überschrift »Anwendungen« versammelt sind, unternehme ich den Versuch der semantischen Zählung dreier verwandter, aber widerspenstiger Idiome: der Zitierung, der indirekten Rede und der Modusoperatoren.

In *Abhandlung 6* wird darauf hingewiesen, daß keine geläufige Theorie des Zitierens völlig befriedigend ist, und vorgeschlagen wird ein ausgesprochen demonstrativer Ansatz, der das Zitieren als einen Spezialfall der demonstrativen Bezugnahme von Wörtern auf andere Wörter in ihrer verbalen Umgebung hinstellt.

Abhandlung 7 (»Sagen, daß«) ist speziell einer der vielen Arten von Sätzen gewidmet, die zur Zuschreibung von Einstellungen verwendet werden; die vorgeschlagene parataktische Lösung hat offensichtlich Ähnlichkeiten mit der Behandlung des Zitierens in *Abhandlung 6*. In *Abhandlung 3* finden sich Hinweise (die meines Erachtens weiterentwickelt werden könnten), wie sich die Analyse auf Sätze des Glaubens übertragen ließe. Verfolgte man diese Strategie weiter, könnte sie womöglich dazu dienen, eine Semantik (wenn auch keine Logik) aufzustellen für die Modalitäten, für irrealen Konditionalsätze sowie für sonstige Sätze über »propositionale« Einstellungen.

In *Abhandlung 8* (»Modi und performative Äußerungen«) wird die oft vernachlässigte Unterscheidung hervorgehoben zwischen grammatischen Modi einerseits und verschiedenen Arten illokutionärer Kraft andererseits. Nur die ersteren sind von Belang für eine Theorie der Wortbedeutung. Hier wird eine parataktische Analyse der Imperative vorgeschlagen, die unserem natürlichen Gefühl Rechnung tragen soll, daß Imperative keinen Wahrheitswert haben, ohne dabei den Rahmen der Möglichkeiten einer Wahrheitstheorie zu verlassen.

Im ersten Band meiner gesammelten Abhandlungen (*Handlung und Ereignis*) wird gezeigt, wie sich eine Wahrheitstheorie auf eine Anzahl weiterer Problemfälle anwenden läßt: auf Sätze über Handlungen und sonstige Ereignisse, auf adverbiale Bestimmungen und auf singuläre Kausalaussagen.

Der dritte Teil des vorliegenden Buches setzt sich mit der Frage auseinander, ob eine Wahrheitstheorie für einen Sprecher verifi-

ziert werden kann, ohne zuviel vorauszusetzen von dem, was sie sich zu beschreiben vornimmt.

In *Abhandlung 9* (»Radikale Interpretation«) gehe ich, ebenso wie in den übrigen Abhandlungen, im Anschluß an Quine davon aus, daß es – selbst wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf sprachliches Verhalten beschränken, das zeigt, wann und unter welchen Bedingungen ein Sprecher einem Satz Glauben schenkt – keine direkte Möglichkeit gibt, bei der Erklärung dieser Überzeugung die Rolle des Glaubens und die Rolle der Bedeutung auseinanderzuhalten. Um separate Erklärungen des Glaubens und der Bedeutung hervorzubringen, ist eine Theorie erforderlich, die im Hinblick auf die Interpretation jedes Satzes und der mit ihm einhergehenden Einstellungen etwas anfangen kann mit dem Beitrag sonstiger Daten. Nur indem wir das *Muster* der Bejahungen von Sätzen untersuchen, können wir entscheiden, was daran Bedeutung und was daran Glauben ist.

Wenn man auf Belegmaterial angewiesen ist, das ohne theoretische Unterstützung keinen Unterschied macht zwischen den Anteilen des Glaubens und der Bedeutung am Sprachverhalten, ist eine Methode erforderlich, um die Trennung in einem für die Kommunikation hinlänglichen Ausmaß zu bewirken. Hilfsmittel zu diesem Zweck werden in den vorliegenden Abhandlungen beschrieben und gerechtfertigt. Doch sie alle beruhen in der einen oder anderen Weise auf dem Prinzip der Nachsichtigkeit.

Der Ausdruck selbst und der Grundgedanke stammen aus Neil Wilsons Aufsatz »Substances Without Substrata«. Quine formuliert das Prinzip so, daß »Behauptungen, die oberflächlich auffällig falsch sind, auf verborgenen Unterschieden der Sprache beruhen« (*Word and Object*, S. 59 [dt. S. 114]). Quine wendet dieses Prinzip in erster Linie auf die Interpretation der logischen Konstanten an.

Da ich mich außerstande sehe, den Quineschen Begriff der Reizbedeutung als Grundlage für die Interpretation bestimmter Sätze zu verwenden, bediene ich mich des Prinzips der Nachsichtigkeit ohne Einschränkung überall. In dieser Anwendung rät es uns ganz allgemein, Theorien der Interpretation zu bevorzugen, die Nichtübereinstimmung minimieren. Dies ist tendenziell die Formulierung, die ich in den früheren Abhandlungen gebraucht

habe, denn ich wollte hervorheben, daß man um die Berufung auf das Nachsichtigkeitsprinzip nicht herumkommt. Das Ideal der Minimierung von Nichtübereinstimmung bzw. der Maximierung von Übereinstimmung ist jedoch konfus. Das Ziel der Interpretation ist nicht Übereinstimmung, sondern Verstehen. Mir ist es stets darauf angekommen, daß Verstehen nur gewährleistet werden kann, wenn in einer Weise interpretiert wird, die die richtige Art von Übereinstimmung ermöglicht. Die »richtige Art« zu spezifizieren, ist jedoch nicht leichter als anzugeben, was einen guten Grund abgibt für das Vertreten einer bestimmten Überzeugung. Die kaum merklichen Zwänge, denen das Prinzip der Nachsichtigkeit unterliegt, beginnen in den Abhandlungen 10 und 11 zum Vorschein zu kommen. Aber auch in diesen Abhandlungen finden sich nur Fingerzeige. Zur Zeit arbeite ich an Untersuchungen, in denen ich das Thema detaillierter auszuführen versuche.

Abhandlung 10 (»Der Begriff des Glaubens und die Grundlage der Bedeutung«) unterstreicht die Symmetrie von Glauben und Bedeutung bei der Erkundung des Sprachverhaltens. Doch in einer wichtigen Hinsicht geht diese Abhandlung darüber hinaus. Sie entwickelt eine auffallende Parallele zwischen bayesianischen Entscheidungstheorien und Bedeutungstheorien und nennt Gründe, weshalb diese beiden Theorien als wechselseitig abhängig angesehen werden sollten. Die hier gemachten Andeutungen, die eine einheitliche Theorie des Sprechens und Handelns in Aussicht stellen, habe ich in meinen *Carus Lectures*, die demnächst veröffentlicht werden, wiederaufgenommen.

Die ersten beiden Abhandlungen über radikale Interpretation betonen den Umstand, daß es eine Bedingung ist für das Verstehen der Worte eines Sprechers, daß man eine Menge weiß über das, was er glaubt. *Abhandlung 11* (»Denken und Reden«) befaßt sich mit dieser wechselseitigen Abhängigkeit und kommt in recht spekulativer Weise zu dem Schluß, man könne eigentlich nur von einem Wesen, das Sprache besitzt, behaupten, es verfüge über eine voll entwickelte gegliederte Gesamtheit propositionaler Einstellungen.

In *Abhandlung 12* (»Replik auf Foster«) wird, wie schon bemerkt, einbekannt, daß eine Theorie der Wahrheit, sofern sie hinreichend sein soll für die Interpretation, mehr sein muß als

nur wahr: ihre Axiome und Theoreme müssen Naturgesetze sein. Wäre dem Interpreten eine solche Theorie bekannt, könnte er sie verwenden, um einen Sprecher zu verstehen, aber nur sofern er wüßte, daß die Aussagen der Theorie gesetzesartig sind.

Die nächsten vier Abhandlungen lassen sich beschreiben als philosophische Nebenprodukte des hier befürworteten Ansatzes mit Bezug auf Wahrheit und Interpretation.

In dem anspruchslosen Sinn von Abhandlung 3 läßt sich eine Wahrheitstheorie auch als Korrespondenztheorie bezeichnen, doch diese anspruchslose Auffassung regt nicht zu der Vorstellung an, wir verstünden, was es hieße, Sätze mit dem zu vergleichen, wovon sie handeln, denn die Theorie liefert keine Entitäten, mit denen Sätze zu vergleichen sind. Auf ähnlichen Wegen erkundet *Abhandlung 13* (»Was ist eigentlich ein Begriffsschema?«) die Verständlichkeit von Behauptungen, wonach verschiedene Sprachen oder Begriffsschemata die Realität in maßgeblich verschiedener Weise »gliedern« oder mit ihr »fertigwerden«. Durch unser allgemeines Interpretationsverfahren wird von vornherein die Möglichkeit ausgeschlossen, zu entdecken, daß andere über eine grundverschiedene geistige Ausstattung verfügen. Wichtiger noch: Es wird geltend gemacht, daß, sofern wir die Vorstellung einer uninterpretierten Quelle von Belegen ablehnen, kein Platz mehr bleibt für einen Dualismus von Schema und Inhalt. Ohne einen solchen Dualismus können wir dem Begriffsrelativismus keinen Sinn verleihen. Das heißt nicht, daß wir den Gedanken einer objektiven, von unserem Wissen über sie unabhängigen Welt aufgeben müssen, sondern das Argument gegen den Begriffsrelativismus zeigt, daß die Sprache kein Vorhang oder Filter ist, den unser Wissen von der Welt erst durchdringen muß.

Der Verzicht auf den Dualismus von Schema und Inhalt läuft darauf hinaus, daß man ein Thema fallenläßt, das für den Empirismus in seinen wichtigsten historischen Erscheinungsformen zentral gewesen ist. Anders als Freunde und Kritiker, die dies verschiedentlich angedeutet haben, bin ich jedoch nicht der Meinung, daß ich durch mein Argument gegen den Empirismus zu einem Vertreter des Pragmatismus, des transzendentalen Idealismus oder des »internen« Realismus werde bzw. werden sollte. Alle diese Positionen sind Formen des Relativismus, die ich

ebenso schwerverständlich finde wie die von mir angegriffenen empiristischen Theorien.

Laut *Abhandlung 13* läßt sich die Vorstellung, daß sich die begrifflichen Mittel verschiedener Sprachen kraß voneinander unterscheiden, nicht begreiflich machen. Das Argument, das diesen Schluß ermöglicht, spricht gleichermaßen für den Schluß, daß unsere Weltsicht in ihren allgemeinen Umrissen richtig ist; einzeln und gemeinsam können wir uns zwar gründlich irren, aber nur unter der Bedingung, daß wir in den meisten umfassenden Hinsichten recht haben. Daraus folgt, daß wir bei der Untersuchung dessen, was unsere – oder überhaupt irgendeine – Sprache in allgemein ontologischer Hinsicht voraussetzt, nicht bloß unser eigenes Bild der Dinge besichtigen – das, was es nach unserer Auffassung gibt, ist in hohem Maße ebendas, was es gibt. Dies ist das Thema der *14. Abhandlung* (»Die Methode der Wahrheit in der Metaphysik«).

Überprüft wird eine Wahrheitstheorie durch Theoreme, die die Bedingungen angeben, unter denen Sätze wahr sind; über Bezugnahme sagen diese Theoreme nichts aus. Dementsprechend wird in *Abhandlung 15* (»Realität ohne Bezugnahme«) die These aufgestellt, daß es nicht darauf ankommt, wie eine Wahrheitstheorie nicht satzartige Ausdrücke auf Gegenstände abbildet, solange die Wahrheitsbedingungen nicht davon betroffen werden. Es gibt keine Antwort auf die Frage, von welchen Gegenständen ein bestimmter Satz handelt, ebensowenig wie auf die Frage, auf welchen Gegenstand sich ein Terminus bezieht, oder die Frage, auf welche Gegenstände ein Prädikat zutrifft.

In *Abhandlung 15* vertrete ich, ebenso wie Quine, die Auffassung, daß die Bezugnahme unerforschlich ist. In *Abhandlung 16* (»Die Unerforschlichkeit der Bezugnahme«) wird davor gewarnt, die Unerforschlichkeit als Grund dafür aufzufassen, daß man den Versuch unternimmt, den Bezug und die Ontologie singulärer Termini und Prädikate irgendwie zu relativieren. Denn da nichts darüber Aufschluß geben kann, wie die Worte eines Sprechers auf Gegenstände abgebildet worden sind, gibt es nichts, mit Bezug worauf man relativieren könnte; und da die Interpretation unbeeinträchtigt bleibt, besteht keine Notwendigkeit zu relativieren.

Keine Erörterung der Bedeutungstheorien kann umhin, die

Grenzen der Anwendung solcher Theorien in Betracht zu ziehen. Die Reichweite muß umfassend genug sein, um Einblick zu gestatten in die Art und Weise, in der die Sprache unseren unabsehbaren Zwecken dienen kann, doch sie muß beschränkt genug sein, um eine ernsthafte Systematisierung zuzulassen. In *Abhandlung 8* wurde ein notwendiger Schritt unternommen durch die Unterscheidung zwischen dem grammatischen Modus, den auch die kleinlichste Theorie erklären muß, und der Kraft von Äußerungen, die sich dem Zugriff einer vergleichbaren Reglementierung entzieht. *Abhandlung 17* («Was Metaphern bedeuten») ist hauptsächlich der These gewidmet, daß wir das, was Wörter in Metaphern leisten, nur vermittels der Voraussetzung erklären, daß sie dieselbe Bedeutung haben wie in nichtbildlichen Kontexten. Wenn wir davon ausgehen, daß es metaphorische Bedeutungen gibt, verlieren wir nicht nur unsere Fähigkeit, Metaphern zu erklären, sondern wir schließen auch jede Hoffnung aus auf eine entscheidungsfähige Theorie.

In *Abhandlung 18* («Kommunikation und Konvention») wird eine weitere Grenze gezogen. Wie gut die Theorie, die der Interpret an eine zwischensprachliche Auseinandersetzung heranträgt, damit fertig wird, ist immer eine offene Frage. In der Praxis hält der Interpret das Gespräch in Gang, indem er seine Theorie an Ort und Stelle anpaßt. Die Prinzipien einer solchen schöpferischen Anpassung lassen sich ihrerseits nicht auf eine Theorie zurückführen, denn sie nehmen ja nichts weniger in Anspruch als die Gesamtheit unserer Fähigkeiten der Theoriebildung.

Diese Abhandlungen sind im Hinblick auf Kleinigkeiten überarbeitet worden, um Wiederholungen zu vermeiden, um unnötige oder konfuse Stellen auszumerzen, oder um frühere Gedanken besser in Einklang zu bringen mit späteren. Diese Überarbeitungen sind auf triviale Dinge beschränkt worden. Wo meine Irrtümer oder Versehen Aufmerksamkeit erregt haben, habe ich sie so stehenlassen oder die Änderung durch eine Fußnote gekennzeichnet.

Sehr viel mehr Personen haben mir geholfen, als ich hier womöglich danken kann, aber besonders nennen möchte ich Paul Grice, Gilbert Harman, Saul Kripke, David Lewis, Richard Rorty, Sir

Peter Strawson und Bruce Vermazen. Im Hinblick auf Fußnoten, Bibliographie und Register haben Sue Larson und Akeel Bilgrami unerläßliche Arbeit geleistet. Aber sie haben noch viel mehr getan und mich in philosophischen Fragen beraten und mich in meiner Haltung bestärkt. Von Sue Larson habe ich viel über Sprachphilosophie gelernt; in den Abhandlungen 8 und 18 ist ihr Einfluß besonders stark.

1970 habe ich in Oxford die John Locke Lectures gehalten. Der Inhalt dieser Vorlesungen taucht hier (stark modifiziert) in den Abhandlungen 2, 3, 6, 7 und 13 wieder auf. Eine weitere Vorlesung über adverbiale Bestimmungen bezog sich auf Material, das jetzt in den Abhandlungen 6 bis 11 von *Handlung und Ereignis* abgedruckt ist.

Jemand, der mein Denken schon früh beeinflusst hat, ist Michael Dummett, der in den fünfziger Jahren in Stanford, als ich ebenfalls dort war, mehrmals Vorlesungen gehalten hat über Frege und sprachphilosophische Themen. Unsere Diskussionen nahmen öffentliche Form an, als wir 1974, während ich mich im Oxforder All Souls College als Visiting Fellow aufhielt, gemeinsam ein Seminar abhielten über den Wahrheitsbegriff.

Mit John Wallace habe ich im Laufe der Jahre zahllose Gespräche geführt über die in diesem Buch aufgeworfenen Probleme. Er hat schon früh erkannt, was Tarskis Arbeit über den Wahrheitsbegriff zu leisten vermag, und vieles, was ich geschrieben habe, reflektiert seine Einsichten und seine verständnisvolle Kritik.

In einer entscheidenden Phase meines Lebens wurde W. V. Quine mein Lehrer. Er hat mich nicht nur darauf gebracht, über die Sprache nachzudenken, sondern er war der erste, der mir die Vorstellung vermittelt hat, in der Philosophie gebe es so etwas wie Rechthaben – oder doch zumindest so etwas wie Unrechthaben –, und daß es darauf ankomme, welches der beiden der Fall ist. Ohne die Anregung durch seine Schriften, ohne seine geduldige Anleitung, ohne seine freundlich-witzige Haltung und seine großzügige Ermunterung wäre dieses Buch nicht schlechter, als es ist, sondern es wäre gar nicht da.